

als dem Gegentypus von Burckhardt wohl das, was M. selber Nietzsche besseres Selbst nennt, zu kurz.

Streifen wir noch kurz die Frage, ob Nietzsche und Burckhardt wirklich als romantische und klassische Natur einander gegenübergestellt werden können. Sicher verkörpert Burckhardt das Ideal der klassischen, d. h. in sich geschlossenen Humanität, in der sich das ganze Kulturerbe des Abendlandes zusammenfindet. Wenn seine Geschichtsbetrachtung über Lassaulx von Görres beeinflusst ist und damit von der reifen Romantik empfangen hat, so ordnet sich dieser Zug dem Klassischen unter und ändert deshalb nichts an dem Gesamtbild. Die romantische Natur bei Nietzsche bestimmt M. des genaueren dahin, daß in ihm der chaotische Rausch und der schrankenlose Werdedynamismus der Frühromantik wiederkehren. Daß bei beiden Romantik und Klassik eine eigenartige Prägung erfahren, ist angesichts des Schöpfertums beider selbstverständlich und hindert nicht daran, sie im Lichte dieser Geistesrichtungen zu betrachten.

Schauen wir schließlich auf die Gültigkeit und Vorbildlichkeit der in beiden verkörperten Ideale. Der hier gezeichnete Nietzsche würde natürlich, folgerichtig durchgeführt, das Ende jeder wahren Kultur bedeuten. Dagegen verteidigt Burckhardt »die an klassischer Bildung und christliche<sub>m</sub> Ethos orientierte „Kultur Alteuropas“, welche im Zeichen der Humanität das Ideal der Freiheit vereint mit dem des Maßes« (172). So großartig, verehrungswürdig und unverlierbar gültig das alles ist, ebensowenig kann aus dem Ideal des feingebildeten Humanisten allein die Zukunft wachsen. Schon Burckhardts trotz Anerkennung aller organischen Bindungen im Grunde doch »liberaler Begriff von individueller Freiheit« (129) schließt das aus. Auch geht ihm ein gewisses gesundes Maß von urwüchsiger Vitalität und hartem aktivistischem Gestaltungswillen ab. Der Grund dafür liegt letztlich darin, daß die »Metaphysik der Kunst... an die Stelle der religiösen Metaphysik getreten ist« (48), daß »die klassische Kunst« für ihn »humanistischen Religionsersatz« (43) bedeutet. Das besagt aber den unbedingten Vorrang des Künstlerischen, womit sichtbar wird, daß Burckhardt schließlich an demselben Fehler wie Nietzsche krankt; ~~er~~ steht bei dem ersten die mehr passive Kontemplation, bei dem zweiten hingegen der aktive Gestaltungswille (verzerrt durch seine unerhörte Maßlosigkeit und seinen Biologismus) als prägendes Moment im Vordergrund. Die Harmonie der Gegensätze ist einzig vom echten Primat des Religiösen her möglich. J o h . B . L o t z S . J .

Scholz, H., *Metaphysik als strenge Wissenschaft*. 8° (188 S.)  
Köln 1941, Staufen-Verlag. M 5.40.

In seiner Schrift »Was ist Philosophie?« hat sich Sch. dafür eingesetzt, die Philosophie als exakte Grundlagenforschung zu betrachten (vgl. Schol 16 [1941] 133 f. u. 367—379). Im vorliegenden Werk will er nun ein Probestück der neuen Metaphysik entwickeln. Als solches dient eine in einer wohldefinierten, logistischen Kunstsprache vorgelegene Theorie der Identität und Verschiedenheit, deren Inhalt jedoch mit Rücksicht auf den technisch ungeschulten Leser verhältnismäßig eng beschränkt bleiben mußte. Damit sichtbar werde, worum es geht, seien zwei Beispiele identitätstheoretischer Sätze angeführt, wobei aus drucktechnischen Gründen das dreistrichige Identitätszeichen durch ein weistrichiges ersetzt und das Behauptungszeichen ausgelassen werden mußte. 1. Satz:  $Ox_0Ox_1$  ( $x_0 = x_1 \text{ seq } x_1 = x_0$ ); d. h. für jedes  $x_0$  und für jedes  $x_1$  gilt: wenn  $x_0$  identisch ist mit  $x_1$ , dann ist  $x_1$  auch mit  $x_0$  identisch, d. i. also der Satz von der Umkehrbarkeit

der Identitätsbeziehung. 2. Satz:  $Ox_0Ox_1Ox_2$  ( $x_0 = x_1$  et  $x_1 = x_2$  seq  $x_0 = x_2$ ), d. h. für jedes  $x_0, x_1, x_2$  gilt: wenn  $x_0$  identisch ist mit  $x_1$  und  $x_1$  mit  $x_2$ , dann ist auch  $x_0$  mit  $x_2$  identisch, d. i. also der Satz: wenn zwei mit einem dritten identisch sind, so sind sie auch unter sich identisch (109, 133). Diese Identitätstheorie wird vom Verf. mit mustergültiger Strenge und Genauigkeit dargelegt (§ 2—6). Die Sprache ist aber an einigen Stellen so knapp, daß selbst ein einigermaßen vorgeschulter Leser es schwer hat, überall zu folgen.

Ziel des Probestücks ist der Nachweis, daß es Sätze und Theorien gibt, die zugleich metaphysisch und vom Range einer »strengen«, will heißen mathematisch-deduktiven Wissenschaft sind. Die Metaphysik, von der hier die Rede ist, bietet keine Aussagen über das Weltganze, noch über die Seele, noch über die Existenz eines höchsten Wesens. Sie ist auch keine Ontologie im Sinn einer Theorie vom Seienden als solchen. Sie ist vielmehr eine »Theorie, welche die Gesamtheit der Wahrheiten umfaßt, die in der Sprache, über die wir uns hier verständigen werden, formuliert werden können für Dinge, die sinnvoll als Individuen aufgefaßt werden können, und so, daß diese Wahrheiten nicht auf irgendwelche Individuenbereiche oder Welten beschränkt, sondern von unbeschränkter Gültigkeit sind« (13 f.).

Das entscheidende Kap. des Buches ist § 7, wo der metaphysische Charakter und die erkenntnistheoretische Bedeutung der identitätstheoretischen Sätze nachgewiesen werden soll. Für den metaphysischen Charakter eines Satzes stellt der Verf. zwei Forderungen auf: 1. daß er auf eine eindeutige Art über den Horizont eines physikalischen Satzes hinausgehe, und 2. daß er hinter einem physikalischen Satze an Genauigkeit und Standfestigkeit nicht zurückstehe. Den physikalischen Sätzen ist es eigentümlich, daß sie sich auf einen Ausschnitt der sogenannten wirklichen Welt, der wir angehören, beziehen. Außerdem sind sie von der Genauigkeit, welche den Gebrauch der Präzisionssprachen der Mathematik zur Voraussetzung hat (139). Nun können aber die Sätze der vorgelegten Identitätstheorie mit wenigstens dem Genauigkeitsgrad eines physikalischen Satzes in einer Präzisionssprache formuliert werden. Sie sind ferner allgemeingültig, d. h. gültig in jeder möglichen Welt (140). Folglich ist die vorgelegte Identitätstheorie und mit ihr alle Theorien von wohlbestimmten Arten allgemeingültiger Aussagen, die heute schon entwickelt worden sind, »auf eine ehrliche Art« eine Metaphysik (141).

Das letzte Kap. behandelt die Stellung der neuen Metaphysik im Gesamtgefüge der Philosophie. Neben der allgemeinen Metaphysik, die als Inbegriff der formalen Wahrheiten zugleich Logik und Mathematik in einem ist und für alle möglichen Welten gilt, soll es auch eine philosophische Auseinandersetzung mit der wirklichen Welt geben dürfen. Diese Realphilosophie könne aber nicht die Stufe einer Wissenschaft, geschweige denn einer »strengen« Wissenschaft erreichen. Sie biete zwar reiche Anregungen für den denkenden Geist, bleibe aber subjektgebunden. Dennoch wünscht der Verf., daß diese beiden Gestalten der Philosophie nicht auseinandergerissen werden, weil das unnatürlich und für den Forscher in beiden Bereichen nicht vorteilhaft sei.

Kehren wir zu § 7, dem ausschlaggebenden Kap. des Buches zurück. Der hier versuchte Nachweis, daß die vorgetragene Identitätstheorie eine neue Metaphysik sei, ist die eigentlich metaphysische Theorie des Buches, während die Identitätstheorie in ihrer logistischen Form noch nicht Metaphysik ist, sondern nur das Material dazu. Nun wird aber dieser Nachweis frei von jedem logistischen Rüstzeug, also nicht in einer künstlichen Präzisionssprache geführt. Die metaphysische

Theorie des Buches ist demnach, um eine Folgerung aus den Forderungen des Verf. zu ziehen, nicht »streng« wissenschaftlich.

Und ein zweites ist bemerkenswert: die als Probestück vorgetragene Identitätstheorie muß nach dem Zeugnis des Verf. gar nicht als eine Metaphysik interpretiert werden; man kann sie auch als eine neue Logik auffassen (174). Woher kommt das? Allen identitätstheoretischen Sätzen liegt der identitätstheoretische Atomausdruck  $\langle \xi_i = \xi_k \rangle$  zugrunde. Er wird mit den Worten eingeführt: »Wir verständigen uns zunächst über die identitätstheoretischen Ausdrücke. Jede Zeichenreihe von der Gestalt  $\langle \xi_i = \xi_k \rangle$ , wo ‚i‘ und ‚k‘ durch zwei nicht notwendig voneinander verschiedene Ziffern zu ersetzen sind, soll ein solcher Ausdruck sein. Die Menge der identitätstheoretischen Atomausdrücke soll durch diese Zeichenreihen erschöpft sein« (34). Es ist nun klar, daß es bei dieser Festsetzung in jedermanns Belieben gestellt ist, ob er bei  $\xi$  an einen bloß gedachten, oder an einen an sich seienden Gegenstand denken will, ob also der Ausdruck und damit die ganze daraus gebaute Identitätstheorie sich bloß auf Gegenstände als gedachte, oder auch auf Gegenstände an sich beziehe. Im ersten Fall wird die Theorie als Logik, im zweiten Fall als Metaphysik interpretiert. Wie aber muß interpretiert werden? Das sagt uns der Verf. leider nicht. Die dargelegte Theorie kann nach ihm als Metaphysik interpretiert werden. Wenn dieses »kann« mit der Theorie notwendig verknüpft ist, dann muß sie auch so interpretiert werden — »muß« nicht im psychologischen, sondern logischen Sinn verstanden. Ist dieses »kann« aber nicht notwendig mit der Theorie verbunden, dann bleibt ihre metaphysische Interpretation eine unverbindliche Meinung.

Aber gibt der Verf. nicht den oben dargelegten Nachweis für den metaphysischen Charakter seiner Theorie? In diesem Nachweis heißt es, metaphysische Sätze müßten auf eine eindeutige Art über den Horizont physikalischer Sätze hinausgehen (139). Der Verf. bringt darüber keine nähere Bestimmung. In der Tat gehen die Sätze seiner Theorie auf eine mehrdeutige Art über den Horizont physikalischer Sätze hinaus, nämlich im rein logisch-formalen und im gegenstandstheoretischen Sinne. Daß sie in diesem zweiten Sinne über den Horizont physikalischer Sätze hinausgehen, bedarf eines eigenen Nachweises. Dort, wo der Verf. die Frage stellt, w o h e r wir wissen, daß eine Aussage gültig ist in jeder möglichen Welt, beruft er sich jedenfalls nicht auf ein Beweisverfahren, sondern denkt an eine »Erleuchtung«, die er glaubt »als den Effekt eines göttlichen Funkens« für sich interpretieren zu dürfen (169—171). Das Ziel, Metaphysik als strenge Wissenschaft zu erweisen, ist also weder mit logistischen Mitteln, noch auf eine eindeutige Art erreicht worden.

Gewiß hat der Verf. bei der Charakterisierung der Metaphysik keinen logisch unerlaubten Gebrauch seiner Identitätstheorie gemacht. Das hindert aber nicht, daß er psychologisch so sehr der logistisch-mathematischen Denkweise zugewandt ist, daß er den Anspruch anderer Methoden nicht mehr anzuerkennen vermag. Es gehört zum Wesen der Metaphysik, »erste« Philosophie zu sein, um mit Aristoteles zu sprechen. Als solche kann sie nicht auf dem Fundamente anderer Wissenschaften ruhen, auch nicht auf dem der Logik oder Logistik. Ihre Aufgabe ist es, sich selbst zu begründen und den Grund aller übrigen Wissenschaften zu legen. Dazu bedarf sie einer Methode, die von der der übrigen Wissenschaften wesentlich verschieden ist. Aber braucht sie dazu nicht auch die Logik? Gewiß, als Allgemeinmethode wie jede Wissenschaft, aber nicht als konstitutive Methode. Konstitutiv ist jene Methode, die den eigentümlichen Gegenstand einer

Wissenschaft zu Gesicht bringt. Das kann aber die logistische Methode, die sich nicht auf sich selbst und ihre Voraussetzungen zurückwenden kann, nicht.

Gleichwohl hat die logistische Methode noch eine besondere Bedeutung für die Metaphysik, die hier nicht unerwähnt bleiben soll: sie bietet ihr ein wertvolles Untersuchungsmaterial dar, zumal für jenes Philosophieren, das der Verf. als »Auseinandersetzung des menschlichen Geistes mit sich selbst« bezeichnet (157). Eine solche Untersuchung müßte sich gerade den Anfangspunkten der logistischen Ableitungen zuwenden, also den Axiomen und Atomausdrücken, um ihren Sinn, ihre Herkunft, ihre Geltung und ihre metalogischen Bedingungen zu erkennen. Sie würde genau dort beginnen, wo auch die Logistik beginnt, aber in umgekehrter Richtung voranschreiten. Das, was der Logistik als das Gegebene erscheint, müßte sie in Frage stellen. Ferner würde sie jenen Teilen der Logistik, die offensichtlich nicht in die logistische Zeichensprache eingehen, ihr besonderes Augenmerk zuwenden. Dahin gehört z. B. die Frage, welches der gemeinsame Grund für eine Summe bestimmter Umformungsbestimmungen sei. — Das Anliegen des Verfassers ist ernst und verpflichtet uns alle. Metaphysische Sätze dürfen wirklich an Standfestigkeit und Genauigkeit nicht hinter den physikalischen Sätzen zurückbleiben. Diese Standfestigkeit läßt sich dadurch erweisen, daß gezeigt wird, wie die physikalischen Sätze die metaphysischen zur Bedingung ihrer Möglichkeit haben. Die Genauigkeit aber muß von der Art sein, wie sie der Zielsetzung der Metaphysik und nicht der Logistik angepaßt ist. Ich glaube, daß man es einem Philosophen nicht verargen kann, wenn er bei Sätzen, wie es die oben angeführten Beispiele der Identitätstheorie sind, sich mit der natürlichen Einsicht begnügt und sie so, wo er sie braucht, verwendet. An diesen Sätzen zweifelt niemand, nicht einmal Hegel, wenn man sie in ihrer formal-logischen Gestalt nimmt. So angemessen es nun für den Logiker ist, wenn er auch hier die kleinsten und selbstverständlichsten Denkschritte genau unterscheidet, so unangemessen wäre dieses Verfahren für eine nicht formal-logische Wissenschaft wie die Metaphysik. W. Brugger S. J.

*Grégoire, A., S. J., Immanence et transcendance. Questions de Théodicée (Museum Lessianum, Sect. philos. 24). 8° (230 S.)*  
Brüssel 1939, L'Edition Universelle. Fr 25.—

Das bedeutsame Buch, das uns leider erst verspätet zugeht, behandelt in seinen drei Hauptteilen das Dasein Gottes, die Eigenschaften Gottes und das Verhältnis Gottes zur Welt. Nach Umfang und Bedeutung überwiegt bei weitem der 1. Teil (9—157), im Vergleich mit dem die übrigen Teile nur skizzenhaft ausgeführt sind. Im 1. Abschnitt (9—79) werden die bekannten thomistischen Gottesbeweise mit großem Scharfsinn besprochen, wobei auch die verschiedenen Deutungen einzelner dieser Beweise zur Sprache kommen. Die ersten drei, wie auch der fünfte Beweis schließen auf Gott als Wirkursache der Welt, sind also in ihrer Geltung vom metaphysischen Kausalprinzip abhängig. Wenn sie also nicht bloß einen vielleicht der Welt innerlichen Urgrund beweisen sollen, setzen sie den Nachweis der Kontingenz der Dinge voraus. An diesen Nachweis stellt der Verf. u. E. zu große Anforderungen, wenn er den Schluß vom Seinsbeginn der Dinge auf ihre metaphysische Kontingenz ablehnt. Gewiß folgt aus dem Seinsbeginn neuer Formen oder Seinsweisen nicht ohne weiteres die Kontingenz auch des zugrunde liegenden, bleibenden Substrats — ein Gedanke, der beim Beweis der Kontingenz des Weltganzen aus der Veränderlichkeit